

stand er ratlos da. Der mutige Jäger lebt heute noch im Gedächtnis der Herero, und wenn ein großes Glück durch ein größeres Mißgeschick zerstört wird, sagen sie: Mba kumua otja Kamaongarero.

Das Weiße Nashorn hatte noch weniger als der Elefant der Feuerprobe entgegenzusetzen. Seine Größe, zweiundeinhalb Meter Schulterhöhe, vier Meter Länge, war kein Schutz und das Doppelhorn auf der Nase, dessen vorderes hundertzwanzig Zentimeter lang werden konnte, hatte verlernt, Waffe zu sein. So wurde es ohne Widerstand zusammengeschossen. Es war eine kurze Geschichte.

Das Schwarze Nashorn kämpfte tapfer um sein Leben. Es galt als gefährlichstes Wild des Feldes, stand an erster Stelle der fünf Menschenfeinde, die den Eingeborenen anzunehmen pflegten, ohne besonders gereizt zu sein. Allein die Anwesenheit genügte, um Schwarzes Nashorn, Löwen, Büffel, Elefanten, Leoparden zum Angriff zu stacheln. Sie sahen im Farbigen nicht den Herrn, nur den Rivalen. Aber dem Weißen gegenüber gewöhnten sie sich die Sitte ab. Knall und Schmerz brachten sie schnell genug in Verbindung mit dem hellgefärbten Tier, das einen, auch den Farbigen, widerlichen Geruch ausströmte. Nur Löwe und Schwarzes Nashorn ließen, unangeschweift, auch den Weißen manchmal ihre Kräfte fühlen. Die Jagd auf den wehrhaften Feldhüter blieb noch Kampf, solange

nicht mehr als ein Gewehr ihm gegenüberstand. Die Jagderlebnisse der Hottentotten, die Sir James Alexander aus der Zeit des Übergangs von der Lanze zum Vorderlader erzählt, sind bezeichnend dafür. Einzeln oder in kleiner Gemeinschaft zogen sie aus, um dem Nashorn die Feldschlacht zu bieten. Meist führte ein einziger ein Gewehr, die anderen trugen Lanzen und Messer. Der Mann mit der Flinte hatte den Vortritt. Er sollte den Gegner beschleichen, um ihm aus der Nähe eine Kugel anzutragen. War der Schuß heraus, so warf er die Waffe fort und floh in Deckung. Hier wartete er ab, was kommen würde. Natürlich kam das Nashorn, aus beschaulicher Ruhe geschreckt, wütend, angeschweift, den staubigen Boden mit der Flugchar der Nase furchend. Wehe, wenn jemand zu sehen war, der hätte die Rechnung bezahlen müssen, wie Urasap, der, auf der Flucht eingeholt, in die Luft geschleudert wurde und mit ausgepreizten Beinen dem Nashorn gegenüber zur Erde stürzte. Das Tier riß ihm den Bauch auf bis zum Kugelgurt, warf ihn noch einmal hoch, daß er wie eine Sacke durch die Luft flog, und zertrampelte ihn. Sat sich das Nashorn aber im Wundbett nieder, so schlichen die Leute mit Messern und Lanzen von hinten heran, um die Beugesehnen zu durchschneiden oder wohl gar, wie Robus, auf den Rücken des Nashorns zu klettern, ihm mit der Lanze den Fang zu geben.

Als aber die Zahl der Gewehre zunahm, mehrere Schützen nun gegen ein Nashorn standen, war der Ausgang nicht mehr zweifelhaft. Es wurde zusammengeschossen wie sein Vetter, das Breitmaul.

Den Mut, den das Schwarze Nashorn und alte Elefantenbullen dem Alleinsein verdankten, schöpfte der Büffel aus dem Herdenverband. In der Masse fühlte er sich überlegen. Eine annehmende Wildrinderherde ist der Gegenstand vieler Erzählungen und Bilder aus alten Büchern. Sie blieb lange Sieger. Ein einziger Vorderlader hatte wenig zu sagen. Erst als die Gewehre in Massen auftraten, kam der Umschwung. Der Herdentrieb wurde den Büffeln Verhängnis. Er war schuld, daß sich den Kugeln immer wieder geschlossene Angriffsflächen boten, zersprengte Teile, kranke und gesunde, sich immer wieder vereinten. Er hinderte das Überleben einzelner, die sich abseits schlugen, der Vernichtung entgehen konnten, um nach der Zeit das Geschlecht von neuem aufzubauen. Elefanten und Nashörner retteten Trümmer. Aber der Büffel wurde aus der Liste der Lebenden gestrichen. Schon hüllten Sand und schnelles Vergessen ihn ein.

Die Flußpferde des Oranje litten mehr als die der nördlichen Grenzströme. Das war natürlich, denn den Großfluß überschritten viele Jäger, Okavango und Kunene erreichten wenige. Die Gewohnheit der Hippos, zum Äsen an

grenze ist die Mündung des Omatako. Zur Überschwemmungszeit, wenn die Hochflut den Fluß herabkommt, das Tal zwischen den Uferdünen füllt, von Mai bis Juni, wechseln die Elefanten westwärts bis zur Löwenflußmündung. Es sind wenige. Im erhärteten Lehm halten sich die tiefen Spurlöcher, die oft die Hautfältelung der Sohlen in beinahe zarten Abdrücken wiedergeben. Es sind die Überbleibsel der großen Trupps, die früher am Omatako entlang mit einem Seil zum Ovambo Omuramba und zur Etoscha zogen, mit dem andern zum Swakop, so die doppelte Verbindung mit dem westlichen Bestand herstellend. Die Trümmer sind noch nicht zur Ruhe gekommen. Ihr Schutz steht nur auf dem Papier. Jagdgesellschaften, aus Buren und anderen Desperados gemischt, machen noch immer das große Sandfeld unsicher. Ein deutscher Teilnehmer wurde 1910 von einem angeschweißten Elefanten hier zertrampelt.

Das Weiße Nashorn stand auf der Liste der ausgestorbenen Tiere, als die Zeit der großen Jäger zu Ende ging. Sie hatten nach dem Lorbeer des Elefantenbesiegers gelangt, ohne daß die übrige Tierwelt Nutzen davon gehabt hätte. Vom Löwen abgesehen, wurden nicht viel Umstände mit ihr gemacht, nicht mehr, als nötig war, um die Verpflegung zu bestreiten. So sank schon das zweitgrößte Tier des Feldes, das Weiße Nashorn, ohne Trauergeläut ins Grab. Man hatte sich kaum die Mühe gegeben, es genau zu betrachten. Der Name

allein war durchaus kein Erkennungsausweis. Wie oft hatten auch hier die Buren keine glückliche Hand, als sie die beiden Nashornarten „Wit Rhenaster“ und „Zwart Rhenaster“ nannten. Sie verschleierten mehr, als sie klärten. Kein Mensch nach ihnen las aus der Farbe den Namen ab. Schon Sir James Alexander sah hier nicht Weiß. Er fand es rahmfarben. Auch diese Bezeichnung ist wenig klar. Es gibt auffälligere Unterschiede. Die eine Art ist groß, hat auf dem Widerrist einen niederen, auf dem Hals einen höheren Buckel, eckigen, schweren Kopf, breites Geäße und nimmt Gras auf. Die andere Art ist kleiner, hat nur auf dem Widerrist einen Höcker, schmalen, leichten Kopf, zugespitztes Geäße mit fingerförmig verlängerter Oberlippe, die zum Verbrechen von Strauch- und Baumäsung dient. Statt Weißes und Schwarzes wurde der Name Breitmaul und Greiflesziges gebräuchlich. Andersson widmete dem Breitmaul einen kurzen Nachruf. Er zweigte eine Nebenform ab und schrieb dieser ein besonders langes Vorderhorn zu. Aber gerade die Hornbildung ist ein schlechter Anhalt. Schon Weißes und Schwarzes Nashorn unterscheiden sich wenig darin, wenn auch das Weiße oft ein langes, leicht nach rückwärts geneigtes Vorderhorn und ein wenig verkümmertes Hinterhorn hat, das Schwarze dagegen ein stark rückwärts gebogenes Vorderhorn und einen Stummel als Hinterhorn besitzt. Die aus der Erde gegrabenen Hörner und andere,

die ich sah, waren, ihrer Form nach, kaum zu bestimmen. In der freien Wildbahn wird das noch schwieriger sein.

Keine Nachricht von lebenden Weißen Nashörnern kam aus dem Feld. Kein Breitmaul sollte mehr leben. Duncan hatte 1870 sein letztes bei Olifantkloof geschossen, das letzte, von dem man hörte. Die Hottentotten vergaßen, daß es je in ihrem Lande gewohnt hatte, vergaßen sogar den Namen, Nawas, von nawa, das heißt Flicken aufnähen. Sie waren gute Beobachter gewesen. Auch die Herero wußten nichts mehr von Efozu. In ganz Südafrika galt es für verschollen, eine kleine geschützte Herde in Nordostmaschonaland und ein zweifelhaftes Vorkommen am Zusammenfluß des Schwarzen und Weißen Amvolosi ausgenommen. Erst zwanzig Breitengrade nördlich tauchte es wieder auf, im Lado, am Westufer des oberen Nil, und im südwestlichen Grenzland, am Dunggu, Ribali, Nelle und um Faradje.

Da kam 1910 die Nachricht vom Oberleutnant Raufmann, der das Breitmaul „in einigen wenigen Exemplaren“ im deutschen Sambesi-Linjantigebiet festgestellt hatte, dann die des Diplomingenieurs Runz, dem es 1911 und 1912 im nördlichen Raokofeld noch zahlreich begegnet war. Wieder hatten die Heimlichkeiten des Nordwestens und Nordostens ein altes Riesengeschlecht vor dem Erlöschen bewahrt.

Dieselben Schlupfwinkel halfen auch dem Schwarzen Nashorn durch die Drangsale des neunzehnten Jahrhunderts. Es

wäre wertvoll, zu wissen, ob hier nur ehemaliges Standwild gerettet wurde, oder ob Flüchtlinge aus südlicheren Gegenden sich dazu fanden, so der Vernichtung entgingen. Der Druck kam von Süden. Aber es ist fraglich, ob alle Wildarten sich drücken ließen. Elefanten, Giraffen, Löwen, einige Großantilopen gewiß. Aber Nashörner?

In Roes, am Rand der Südkalahari, wurden mir Knochen und Hörner gezeigt, die im Quellsand gelegen hatten, wohl ein sicherer Beweis für einst heimischen Bestand. Um 1840 waren hier die ersten Menschen sesshaft geworden, Feldschuendrager, Orlam, die aus den Karasbergen und von Bersaba kamen, die starke Quelle besetzten. Sie bauten ihre Hütten auf den Dünen, die von drei Seiten die Wasserstelle fassen, zwangen das Wild, entweder den einzig offenen Zugang im Südosten zu benutzen und sich darin totschießen zu lassen oder abzuwandern. Das konnte nur über den hundert Kilometer breiten Weißrand geschehen, den im Osten der wasserlose Dünengürtel der Kalahari, im Westen der Fischflußabsturz säumt. Das erste offene Wasser lag erst in Daberas, siebenzig Kilometer fern, und über ähnliche Durfstrecken hätte das Wild sich weiter durchkämpfen müssen. Nashörner, die den halben Tag plump und träge wie Felsblöcke im Gelände liegen, waren dazu gewiß nicht fähig. Sie wandern gelegentlich auch, aber es ist ein Umherirren, hat nichts mit den planvollen Zügen von Herdentieren gemein,

die von klugem Leittier geführt werden. Deshalb glaube ich, daß nur aus der Nähe sich einige Nashörner in Sicherheit brachten, aus der Ferne nicht. Der Bestand des Namalandes ist gewiß auf heimischer Erde erlegen.

Eine andere Nashornfrage ist die nach dem Verbleib des Madenhackers. Ist der eifrige, wachsame Reiher mit seinem dicken Freund zugleich verschwunden oder birgt ihn noch der Busch? Der Weiße Kuhreier, der Begleiter des Weißen Nashorns, mit schwarzen Ständern und schwarzem Schnabel, ist nur noch ein Sommergast des Feldes. Er streicht zur Regenzeit in großen Flügen vom Okavango südwärts bis zur Etoscha, weiter hinab nicht mehr. Der kleine, unscheinbar graue Reiher des Schwarzen Nashorns wird gar nicht mehr gesehen. Er hat wahrscheinlich keine, der andere nur noch flüchtige Beziehung zu den Stätten dieses ehemaligen Zusammenlebens.

Aus dem nordwestlichen Revier, dem Raokofeld, lockt die Regenzeit bisweilen Schwarze Nashörner südwärts. Dann erscheint wohl ein griesgrämiger Einzelgänger in der Welt, die sich so sehr zum Nachteil verändert hat. Bei Zefffontein-Warmbad streift er die nördlichsten Niederlassungen der Weißen, stößt auf den Strang der Küstenbahn, wie der Sonderling, der 1909 den Weg Usakos-Lufakbank schnitt und noch eine Begegnung mit der modernen Technik hatte. Er folgte einer Abteilung der Funken-



telegraphentruppe und erschien nachts im Lager, schnaubend und prustend, wie sein Sottentottename verlangt: Khib, „der plötzlich in Erscheinung tritt“. Über Kochtöpfe und Feldgerät nahm er den Weg ins Freie.

Im nordöstlichen Revier, am Okawango, lebt er noch heimlicher, hier wie dort nur in kleiner Zahl. Ein paar Ortsnamen sind sonst seine letzten Denkmale. Zwischen Otjimbingue und Karibib liegt Okongava „der Platz der Schwarzen Nashörner“. Von ihm erzählt die alte Johanna Gerze, die erste Hererochristin, 1858 von Hugo Hahn getauft, die Geschichte ihres Vaters, der ausging, ein Nashorn zu speeren. Wohin stieß er? „Pona pu pe hi nakusova okuhungirua“, an einen Ort, von dem man nicht spricht. Warf diese Antwort, als sie vor fünfzig Jahren zum erstenmal von diesen breiten Lippen kam, nicht ein grolles Licht in die Zukunft voraus, auf den Untergang der Herero in Sand und Durst. Früher sprachen sie, Männer und Weiber, ohne Erröten von diesem Ort, nannten den stolzesten Doppelpfahl ihrer Gebirge, das schönste, in wellige Dünen gebettete Flußthal in harmlosem Gleichnis nach ihm. Dann „wurden ihre Augen aufgetan und wurden gewahr, daß sie nackt waren“.

Vom Raffenbüffel ist wenig zu sagen. Die Neugierde flutet an Überlieferung und Literatur vorbei, wie einst das Wasser an den Uferdickichten, die sein Versteck waren. Hin und wieder ein Blick ins Helle, schon schließt sich das Dunkel.